

Zeitschrift:	Beiträge zur Geschichte Nidwaldens
Herausgeber:	Historischer Verein Nidwalden
Band:	10 (1908)
Artikel:	Ritter Melchior Lussy : Rede anlässlich der Zentenarfeier, den 25. Nov. 1906, auf dem Rathause in Stans gehalten
Autor:	Feller, Richard
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-698341

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ritter Melchior Lussy

von

Dr. Richard Feller.



Rede gehalten an der Zentenarfeier in Stans

25. November 1906.





Ritter Melchior Lüssi

Rede anlässlich der Zentenarfeier, den 25. Nov. 1906,
auf dem Rathause in Stans gehalten
von Dr. Richard Feller.

Der außerordentliche Mann, dessen wir heute gedenken, wurde im Jahr 1529 zu Stans geboren. Er stammte aus ehrbarer, hochangesehener Familie, die zu den ersten des Landes gehörte und bestimmt war, Staatsmänner zu erzeugen. Der Großvater Johann und der Oheim Arnold bekleideten die hohen Standesstellen, bis der junge Melchior hernach selber in die Jahre kam, sie zu übernehmen. Den ausersehnen Knaben führten Schicksal und Anteil leicht und gütig über die gefährlichen Stufen der Bildung hinweg. Der Vater, der sich in mittlerei Beamtungen bewegte und unter anderem auch als Talvogt nach Engelberg berufen wurde, tat den Sohn dort zu den Mönchen in die Schule. Der fleißige, liebenswürdige Knabe mit den reichen Gaben des Geistes und dem sinnigen Gemüt wurde bald nur zu heimisch in den stillen Räumen des Klosters; tiefe, schwärmerische Züge entwickelten sich und traten mit dem erstarkenden Verstand zu Tage: Glaube, Inbrunst, Versenkung — und so früh schon wurde die außerordentliche Kraft bemerkt, Anhänglichkeit zu erwerben und zu erwidern. Es gehört mit zu dem ganzen großen Reichtum dieses Lebens,

daß es ihm vergönnt war, in vollen Zügen das Glück einer unschuldigen, weltentrückten Jugendidylle zu genießen, auf die der schuldige Mann später noch oft mit Ergriffenheit zurückblickt hat. Die Erinnerung an diese Tage hat er ins Leben hinaus gerettet. ≈ ≈ ≈ ≈

Mit fünfzehn Jahren kam er zu seinem Verwandten, dem Landvogt Peter Lussy nach Lugano. Hier, unter einem geliebten, südlichen Himmel, im sanften Ueberfluß des Daseins ist er ein anderer geworden. Zwar setzte er die Studien in Sprachen und Geschichte, für die er selbständige Neigung besaß, unbeirrt fort. Sein Verhältnis zur Muttersprache ist zeitweilig so innig gewesen, daß er Schmerz und Empfindsamkeit in poetischen Ergüssen auszudrücken vermochte. Der äußere Mensch aber formte sich um und gewann den Schmuck weltgemäßer Bildung. In der guten Gesellschaft, wo Haltung, gehobener Ton und anmutige Sitte unerlässlich sind, legte er die derbe, scheue Art der Berge ab und nahm jene Feinheit des Umganges an, die später an Fürstenhöfen so wohl bestanden hat. Freilich litt es das Schweizerblut nicht, daß er je in höfischer Kultur aufging, aber es war doch nicht zu vermeiden, daß auch die üblichen Kavalierspraktiken jener Zeit mit unterliefen, die ihm besser fremd geblieben wären. Damals war es, daß er auf dem Schloß Arona am Langensee, wo die Familie Borromeo residierte, Zutritt und Förderung fand; dort sah er den sechsjährigen Grafen Karl, den späteren Kardinal und Kirchenfürsten, und es fehlte nicht viel, er wäre sein Präceptor geworden. Als er mit neunzehn Jahren, ein anderer, nach Hause zurückkehrte, hatte er im Tessin eine zweite Heimat gewonnen. Ein gewisser internationaler Zug blieb ihm seitdem haften, der in der Folge noch zugenommen hat, der aber freilich ebenso sehr auf die Rechnung der Kirche, der er diente, als seines ausgreifenden Geistes und Temperamentes zu setzen ist. ≈ ≈ ≈ ≈

In Nidwalden brachten Ehrgeiz und Machtansprüche, die in seiner Familie traditionell waren, den Zwanzigjährigen in die erste öffentliche Bedienung. Es war die Landschreiberei, die ihn in die Geschäfte des Landes einführte. In diese Zeit fällt auch ein Feldzug nach Frankreich, den er mehr um der Mode willen, als aus Neigung mitmachte; denn wir müssen gestehen, ein echtes Soldatenherz schlug ihm nicht. Auch war seine Verwendung beim Regiment eine recht friedliche, er hatte die Dienstrollen und Soldlisten zu führen. Immerhin geschah es, daß bei der Belagerung einer Stadt in der Pikardie eine feindliche Kanonenkugel hart neben ihm in den Boden schlug und ihn wie tot umwarf. ≈ ≈

Doch sollte dieses Abenteuer ihm nicht die Lust an ähnlichen Unternehmungen verderben. Nach Hause zurückgekehrt, trat er wieder in die Landschreiberei ein, und als bald darauf sein Oheim Arnold, das Haupt des Geschlechtes, mit dem Tode abging, übernahm er das politische Erbe der Familie und mehrte es bald derart, daß seine Bedeutung das bescheidene Amt, das er bekleidete, überstieg. Für seine Jahre konnte er zufrieden sein, wenn er sich auch sagen mußte, daß seine bisherige Tätigkeit noch wenig über das Dunkel des Privatlebens sich erhoben habe. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Da ermöglichten ihm Ereignisse von außen ein erstes großes Auftreten. In Rom hatte Paul IV. am 28. Mai 1555 den heiligen Stuhl bestiegen. Es traf sich damals, daß die Beziehungen zwischen der Kurie und den V Orten erkaltet waren, und daß der in Luzern residierende Nuntius Terracina, der darunter litt, alles daran setzte, sie wieder zu beleben. Er vermittelte zu dem Zweck eine Huldigungsgesandtschaft aus der katholischen Schweiz nach Rom und las selbst mit vielen Bedacht die geeigneten Leute aus. „Einsichtsreiche Männer brauchen wir, die die Fehler der Vergangenheit einsehen“, äußerte er

sich. Dabei fiel sein Blick auf Lussy, dessen Vorzüge, durch die Macht erhärtet, nicht mehr zu übersehen waren. Der Nuntius, ein erfahrener Diplomat, der sich im Menschen auskannte, hatte es eilig, dieses jugendliche Feuer in den Dienst der Kurie zu bannen. So fiel seine Wahl auf Lussi, der mit vier andern ausersehen wurde, die Schweiz beim Papste zu vertreten, er als der jüngste. Die Herren reisten glücklich; sie wurden in Rom prachtvoll aufgenommen, huldvoll zur Audienz beschieden und reich beschenkt entlassen; Lussy trug die Ritterwürde vom heiligen Stuhl davon. Im Grunde war nur das Uebliche geschehen, und doch hatte diese Gesandtschaft für Lussy eine eigene Bedeutung, denn von da an war seine Richtung in der großen Politik bestimmt. Er stand am Eingang seiner glänzenden Laufbahn, verlockende Aussichten taten sich auf, — gar bald sollten die Fäden französischer, savoyischer, venezianischer und spanischer Geschäfte in seiner Hand zusammenlaufen — seine Liebe, seine Leidenschaft aber war und blieb Rom. Und was sollen wir nach Worten suchen, eine Tatsache zu erklären, die in den intimsten Herzensbedürfnissen des Mannes begründet lag? Nur eins: goldene Ketten sind ihm oft von den Fürsten dieser Welt umgeworfen worden, sie haben nicht vermocht, ihn zu fesseln; die Kurie aber hat kaum versucht, ihm solche anzulegen. ≈ ≈ ≈

Schnell kam er dazu, Rom die ersten Beweise der Ergebenheit zu bezeigen. Paul IV., unter den Päpsten der erste, der mit dem Beruf und der Bestimmung auf den heiligen Stuhl erhoben wurde, an die Reform und Wiederbelebung der zerrütteten Kirche zu schreiten, hatte sich nie beherrschen können. Aus der vergangenen Zeit hatte er die üble Gewohnheit herübergenommen, das Unrecht, das er als Kardinal und Privatmann erlitten, als Papst zu ahnden. In seinem Hasse aber standen oben an die Spanier, die Unterdrücker seines schönen Heimat-

landes Neapel. Da warf sich Paul IV. den Franzosen in die Arme und sagte Spanien einen Krieg an, der sich vom kurialen Standpunkt aus durch nichts rechtfertigen ließ und eine starke Erschütterung des gesamten katholischen Systems zur Folge hatte. In der Tat, Welch eine gewaltsame Verschiebung der gegebenen politischen Grundlagen: das treukirchliche Spanien verstoßen, die unbeständigen Franzosen dafür herangezogen! In der katholischen Welt riß damals eine allgemeine Unsicherheit ein, die auch auf die Schweiz ihren Rückschlag hatte. Als nun der Papst im Frühjahr 1557 durch den Nuntius Terracina von den V Orten ein Regiment begehrte, wußten diese fürs erste nicht, was sie tun sollten. Schon wollte die schädliche Zögerung in Misstimmung umschlagen, als Lussy in die Bresche sprang und durch seinen Eifer die Schwankenden mitriß. Uri, Unterwalden und Zug bewilligten 10 Fahnen, gegen 3000 Mann. Der Nuntius selber muß das Verdienst Lussys anerkennen; nicht genug kann er den Mann und seinen Wert der allerhöchsten Gnade empfehlen. Unter großen Anfechtungen ging die Anwerbung vor sich, denn nicht nur die spanischen Emissäre, sondern auch St. Laurent, der Vertreter des befreundeten Frankreich, das keine fremden Aushebungen in der Schweiz zu dulden pflegte, begingen auch das Unanständige, um die Bildung des Regiments zu hinterhalten. Sie gelang aber doch, und den Unterwaldnerauszug führte Lussy selbst. Doch nicht ohne schwere Bedenken hatte er sich zum Kommando verstanden. Was schon damals, wie heute noch, Patriotismus und Uneigennützigkeit gegen das Reislaufen vorbrachten, das fiel ihm schwer aufs Herz. In seinen Gewissensnöten ging er hinauf auf die Höhe hinter Wolfenschiessen, wo der fromme Bruder Scheuber weltvergessen und bußfertig hauste. Seine Klause steht heute noch draußen neben der Kirche zu Wolfenschiessen. Die Begegnung

war bewegt. Der Einsiedler eiferte und schonte selbst den Papst nicht. Inständig beschwore er den edlen Besuch, dem Lande ein frommes Beispiel zu geben und dem sündigen Dienst zu entsagen. Doch nicht gern vernahm es Lussy. Ihm schien der unbeküme Mahner bei weitem nicht mehr so verehrungswürdig, wie der stille Däder zuvor. Unbefriedigt schied er. Es war der heilige Vater in Rom, der rief. Groß war die Verlockung des Ehrgeizes, groß war auch der Ruhm. Da verschmähte er den größern Ruhm der Entzagung und ging mit. Es will bedünken, hier habe er der Kurie ein sehr großes Opfer gebracht. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Im Juni 1557 brach das Regiment auf. In Chiavenna traten die Hauptleute zusammen, um ihren Obersten nach altem Brauch aus ihrer Mitte sich setzen. Der Glückliche war Lussy, er besaß die meiste Gunst; denn er hatte die Offiziere dem Nuntius empfohlen und in Stellung gebracht. So fiel die Wahl auf ihn. Für einige andere verdiente Krieger aber, die sich mit den besten Hoffnungen getragen hatten, war es eine herbe Ueberraschung, für keinen herber, als für den Ritter Kaspar von Silinen, den päpstlichen Gardelieutenant, der eigens hergereist war, um ein Kommando zu übernehmen. Silinen bewahrte von dieser Enttäuschung her seinen Kameraden einen heftigen Groll, der dann vor der Entscheidung so schädlich zum Ausbruch kam. Ohne Zweifel hatte Silinen recht: die Wahl war keine glückliche. Nicht daß es Lussy an persönlichem Mut gebrach, auch nicht an ritterlicher Distinktion, aber er war jung, ohne Erfahrung und ohne Dienste, und vor allem: das rauhe Handwerk verlangte einen rauhern Mann. Nicht im Felde, an Fürstenhöfen und in Ratsälen sollte sein Talent zur Geltung kommen und Lorbeeren pflücken. Doch wer wollte es dem 28jährigen verübeln, daß er sich überschätzte und die Wahl annahm? ≈ ≈ ≈

Am 20. Juli führte Lussy sein Regiment unter großem Gepränge in Rom ein. Sie konnten nicht gelegener kommen; eine Legion von Engeln nannte sie der Papst, die ihm der Himmel sende. Kaum erfrischt, mußten sie des andern Tages mit etwas Reiterei und Geschütz verstärkt ins Feld. Das Kommando über das ganze Korps führte der Marchese von Montebello, der Neffe des Papstes. In der Tat, die Not war groß. Schon streiften spanische Reiter bis vor die Tore Roms, schon hatte der feindliche General Mark Anton Colonna ganz in der Nähe das feste Städtchen Palliano mit deutschen Landsknechten umlagert. Palliano nun sollte Montebello entsetzen. Aber umsonst versuchte er dem kriegskundigen Gegner beizukommen. Auf die Nachricht vom Anzug des Herzogs Alba hin, fiel er einige Meilen in abwartender Stellung zurück und begann hier durch eine Reihe von verkehrten Maßregeln seine Armee zu ruinieren. Das grobe Geschütz ließ er rückwärts nach Segni in Sicherheit bringen, die Büchsen und Munition folgten, den Schweizern aber befahl er im Angesicht des Feindes ein exponiertes Lager zu beziehen. Die Leute wüteten. Silinen, mit Personen und Verhältnissen wohlvertraut, hätte hier viel tun können. Aber für ihn war jetzt die Stunde der Genugtuung gekommen. Rachedurstig weidete er sich an der Verlegenheit des Obersten und seiner Hauptleute. Er höhnte sie noch: sie sollten doch ihre Panzer anziehen, wenn sie sich fürchteten. Damit ließ er sie stehen. Die Landsknechte, die die Entblößung ihrer Gegner erkundet hatten, eilten am frühen Morgen des 27. Juli in hellen Haufen zum Angriff herbei. Fast schematisch vollzog sich die Katastrophe der Schweizer. Zuerst hatten sie ein scharfes Nahfeuer auszuhalten, das sie nicht erwidern konnten, dann erfolgte der Anprall der Landsknechte, der ihre Linie zerriß, die spanischen Reiter hieben ein und vollendeten die Niederlage. Nur aufgelöste Trümmer waren

es, die Lussy nach Rom zurückflüchtete. Und es sind auf dem Schlachtfeld liegen geblieben 150 Erschlagene, darunter 24 von Unterwalden, deren Namen auf uns gekommen sind, ferner 100 Schwerverwundete. 500 Gefangene und 5 Fahnen fielen in die Hand der Feinde. Damit war der Feldzug zu Ende. Die Kurie kam mit einem leidlichen Frieden davon, und Lussy kehrte heim.

Zu Hause harrte seiner eine üble Aufnahme. Auf offenem Markte fielen ihn die verzweifelten Witwen der Gefallenen mit gezücktem Messer an, mehr Volk sprang herzu, es war ein richtiger Auflauf, aus dem Lussy nur mit Mühe sich abführte. Drobēn aber schaute die Hütte des Bruders Scheuber friedlich ins Tal herab. ≈ ≈

Palliano ist die letzte große Affäre Lussys. Er ist darnach nie mehr dazu gekommen, das Schwert zu ziehen.

Der Oberstentitel aber ist ihm geblieben. ≈ ≈

Die nächsten Jahre brachten neue gewinnreiche Verbindungen. Als Landvogt von Bellinzona kam er mit Venedig in Berührung, und als er 1559 in eidgenössischem Auftrag dorthin reiste, da fand er bei den sonst so reservierten Venezianern solchen Anklang, daß die Häupter der Republik beschlossen, den vielversprechenden jungen Mann zu fesseln und in ihre Dienste zu ziehen. Dieses ungewöhnliche Glück verdankte Lussy einzig seinem einnehmenden Wesen, insbesondere seinem starken Annäherungsvermögen, vor dessen Zauber die Erinnerung an Palliano verblaßte. Im folgenden Jahr kam dann ein richtiger Staatsvertrag zustande. Darnach tritt Lussy in Amt und Würden eines venezianischen Obersten, er ist verpflichtet, der Stadt in allen Nöten mit 12 Fahnen beizuspringen, und empfängt dafür auf das Jahr 1200 Skudi, womit er in der Schweiz eine Anzahl ergebener Offiziere unterhält. Ferner werden ihm jährlich 600 Skudi politische Gelder aus der Geheimkasse zugeschossen, um das Andenken Venedigs in der Schweiz

frisch zu erhalten. Damit begann ein Dienstverhältnis, das volle 42 Jahre andauern sollte. Später ist es noch gewachsen, die Fahnen wurden 1572 von 12 auf 20 gebracht, und Lussy bezog von da an 3000 Skudi. Der Fall ist typisch; denn diesen Soldvertrag ist Lussy allerdings mit Empfehlung und Beifall der III Länder, wie urkundlich zu erhärten, in der Hauptsache aber doch als Privatmann und auf eigene Verantwortung eingegangen. Wir aber von heute, was sollen wir anders tun, als den Kopf schütteln über eine solche staatsrechtliche Verirrung? Man denke: ein Privatmann, der eine fremde Macht auf eigene Rechnung mit Truppen versorgt und die Kadres sozusagen auf Lager hält. Wie sollten wir uns nicht wundern über den Staat von dazumal, der viel brutaler und größer arbeitete, der aber auch viel kleilicher und engherziger reglementierte, als heutzutage, und doch nicht im Stande war, eines seiner wichtigsten Attribute, die Aufstellung und Verwendung der bewaffneten Macht, vor der Willkür und dem Erwerbssinn des einzelnen zu schützen. Ebenso außerordentlich erscheint uns die Freigebigkeit der Venezianer, Jene Summen, an sich bedeutend, waren mühelos verdient. Denn nur einmal in den 42 Jahren ist Lussy im Falle gewesen, Venedig beizuspringen, und dies eine Mal schickten sie ihn noch auf halbem Weg zurück. Noch mehr, es war ein sicheres, unbestrittenes Geld, auf das Lussy fest rechnen konnte, denn wie so vieles andere hatten die Venezianer auch das vor den übrigen Großmächten voraus, daß ihr geordneter Haushalt und ihre pünktlichen Zahlungen vorteilhaft von der unlautern finanziellen Gebahrung der andern abstachen. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Freilich hatte Lussy auch den Aerger von seinem Glück; es versteht sich, daß ihm die Gunst der vielbeschaunten und vielbewunderten Venezianer nicht unbeneidet und unangefochten hinging. Vor allem war sein Sold-

vertrag den französischen Gesandten in der Schweiz ein Dorn im Auge. Man hat heutzutage keinen rechten Maßstab mehr für die Ansprüche, die die Franzosen damals in der Schweiz erhoben. Die Sache, so bitter wahr sie ist, erscheint zu ungeheuerlich, um heute recht begriffen zu werden. War es doch für die Franzosen der Anfang aller politischer Weisheit, den Schweizern den Verkehr mit den übrigen Mächten schlechtweg zu verbieten, nötigenfalls gewaltsam zu verhalten. Was gerade darüber zwischen dem französischen Könige und seinen Vertretern hin und her depeschirt worden ist, gehört zu den demütigsten Blättern unserer Geschichte. Es war daher nicht zu verwundern, daß die Franzosen Lussy und seiner venezianischen Freundschaft nicht hold waren, und daß ihre Gesandten, mochten sie nun gerade Bellièvre, Hautefort oder sonstwie heißen, sich auf das Meisterstück kaprizierten, Lussy durch eine sauber gelegte Mine im Vertrauen der Venezianer zu sprengen, Es sind aber diese Minen alle ins Leere verpufft. Und das war gut, nicht nur für Lussy, sondern auch für die Franzosen, denen durch solche Schlappen der Dünkel ihrer vermeinten diplomatischen Ueberlegenheit tüchtig herabgestimmt wurde. — Schließlich konnte man ihnen dergleichen Fechterstreiche nicht einmal übelnehmen, denn das war so französische Manier, mit der ein jeder rechnen mußte. Zu bedauern aber ist, daß in diesen häßlichen Geschichten der erste Name des Landes, der Name Ludwig Pfyffers sich befleckt hat. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Es versteht sich, daß Lussy unter solchen Umständen in kein rechtes Verhältnis zu Frankreich kommen konnte. Der Grad seines Entgegenkommens entsprach nicht den französischen Ansprüchen, er sah in Frankreich nie mehr als eine Macht unter den andern Mächten, während die Franzosen in der Schweiz die ersten und einzigen sein wollten. Zu diesen politischen Gegensätzen kam noch

ein stiller Kampf der Eitelkeiten, ein Wetteifer um die diplomatische Meisterschaft, wobei es darauf ankam, wer die geschicktesten Fäden schlage, wer die feinsten Spuren im Getriebe zurückklasse und mit dem leisesten Fuchswedel sie verwische. Die italienische Schule Lussys gegen die französische Routine! Die selbständige Politik hätten ihm die Franzosen, wie andern auch, am Ende durchgehen lassen, daß er sie aber mit ihren eigenen Künsten schlug, haben sie ihm nie verziehen. Darum sind ihre Depeschen voll von gekränkten Invektiven gegen das, was sie seine Geriebenheit nennen. Schließlich aber bequemten sich die Gesandten alle mit verdrossener Resignation zu einer leidlichen Verträglichkeit, denn sie mußten erkennen, daß in der katholischen Schweiz Lussy für sie unumgänglich war, während er hinwiderum nie aus dem Auge verlor, daß Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, eine der wichtigsten Stützen des gesamt katholischen Systems war. Wo es nur anging, hat er der allerchristlichsten Majestät gedient, sich aber auch dafür bezahlen lassen. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Früh schon knüpfte Lussy mit Savoyen an. Die ersten Verbindungen lassen sich in den Anfang der sechsziger Jahre zurückverfolgen; sie nahmen mit der Zeit derart zu, bis er schließlich als Haupt der savoyschen Faktion mit 400 Skudi jährlichem Gehalt dastund; und als 1577 das savoysche Bündnis errichtet wurde, da kämpfte er in der vordersten Reihe gegen die Franzosen und die übrigen Gegner Savoyens. Er wurde damals auch ausersehen, das Regiment zu führen, das im Vertrag angesetzt war. Der Herzog sandte ihm eigens eine Bestallung als Oberst mit Wartegeld zu, insgeheim natürlich, denn dieses Dienstverhältnis lief den Verpflichtungen, die ihm Venedig auferlegt hatte, gerade zuwider. Freilich ist dieser Zwiespalt der Welt nicht offenbar geworden, denn Lussy ließ jeweilen seinen

Neffen Kaspar in das savoysche Kommando eintreten — wir aber müssen die Tatsache hier doch konstatieren und bedauern. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Am spätesten hat sich Lussy Spanien genähert; die Verhältnisse, die spröde Härte dieser Macht erlaubten lange keinen festen Anschluß; dafür ist er den spanischen Beziehungen in seinen letzten Tagen am zähdesten nachgegangen. Oberflächliche Berührungen mit den Höfen von Florenz und Mantua deute ich nur der Vollständigkeit halber an. Dagegen läßt sich bis jetzt ein besonderer Verkehr mit dem Kaiserhaus und Oesterreich nicht entdecken, und es bleibt ebenso ungewiß, ob er je von dieser Seite etwas genossen hat. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Diesen gesammten Austausch mit dem Ausland handhabte Lussy mit der unbeirrten Fertigkeit des geübten Kaufmannes, der sich kein Geschäft vergibt und eins ins andere verrechnet; und so hatte er seine weitläufigen höfischen Beziehungen aneinandergereiht, daß die neidische Fama von ihm behaupten konnte, er gehe nie über die Grenze, ohne gleich ein paar Fürsten mit einander zu brandschatzen. Ich nenne nur den Nuntius Paravicini, der dieses Gerücht verewigt hat. Das alles ist nun freilich nicht schön, ist sogar häßlich. Aber die Hauptsache müssen wir billig dem Manne zu gute halten. Seine Sünden waren die Sünden der Zeit, zu denen alle sich begierig drängten. Andere haben geringere Summen größer verdient. Man suche nur die, die reinen Herzens und reiner Hände waren! Nein, das Uebel, an dem ein ganzes Jahrhundert krankte, darf man nicht auf sein einziges Gewissen laden, höchstens kann man von einer verstärkten Praxis sprechen. Und schließlich, wer war verantwortlich, wenn nicht die Fürsten, die die Schweizer für nichts anderes ansahen, als um verächtlich Gold unter ihnen auszuwerfen und womöglich noch ein paar Fußtritte dazu zu geben? Wie sollte es uns da verdrießen, daß

den Eidgenossen damals den Mann erstund, der ob dieser allerhöchsten Hoffahrt nicht verlegen wurde, sondern im richtigen Moment so tüchtige Schröpfköpfe aufzusetzen wußte, daß Spott und Fußtritte verflogen und an den zahlungsschwachen Hofkammern des Geschreies über seine Unersättlichkeit kein Ende ward. Und wenn er dann einmal zu Besuch erschien, so mußte man doch den Aerger verbeißen und huldvoll und prächtig gegen ihn sich bezeigen, denn der Takt, die Haltung des Mannes ließ keine Kränkung, nicht einmal Kälte zu. Tatsache bleibt, daß der Ton, mit dem in den Depeschen von ihm geredet wurde, in keinem Verhältnis stund zu den außerordentlichen Gunstbezeugungen und Auszeichnungen, die er empfing. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Versuchen wir nun die Einkünfte Lussys zu überschlagen, so müssen wir bekennen, daß erschöpfende und sichere Angaben nur über die venezianischen Gelder vorliegen; sie betragen seit 1572 jährlich 3000 Goldskudi, die allerdings zum Teil in die Taschen der Kapitäne flossen. Annähernd sicher lassen sich die savoyschen Gelder bestimmen, wenigstens bezog er von dieser Seite seit 1578 jährlich 400 Skudi. Hingegen können wir die französischen nur vermuten, sie beliefen sich zeitweilig auf 4—500 Livres im Jahr, also noch nicht ganz 100 Skudi, eine Summe, die in keinem Verhältnis zum französischen Gescher stund, und dazu war ihm der Gehalt oft noch gesperrt. Ueber die spanischen Gelder wissen wir nichts, wie überhaupt Lussys Beziehungen zum Madriderhof noch im Dunkel liegen und erst erhellt werden können, wenn einmal die Papiere aus dem Archiv von Simancas vorliegen. Doch müssen die spanischen Beträge hoch gegangen sein, denn die Spanier liebten es, splendid aufzutreten, wie z. B. Lussy bei der Aufrichtung des spanischen Bündnisses 1587 als Gratia eine dreifache dicke goldene Halskette nebst 100 Skudi in bar empfing.

Alles in allem genommen ist es unzweifelhaft, daß die venezianischen Gelder die höchsten und regelmäßigesten, die französischen die niedrigsten und unsichersten waren. Um uns aber eine annähernde Vorstellung von diesen Summen zu machen, müssen wir annehmen, daß der Skudi zu 6 Livre gerechnet, an Kaufkraft zum mindesten 25 Fr. heutiger Münze gleichkam. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Es hatte aber der Verkehr Lussys mit dem Ausland, und das muß stets betont werden, nicht nur eine finanzielle, sondern noch eine eminentere politische Seite. Man bemerke: es waren ausschließlich katholische Mächte, an die er sich wandte. Es war dies die unentbehrliche Voraussetzung für die großartige Tätigkeit, die er im Interesse der alten Kirche früh schon begonnen hatte. Er mußte international sein, wie die Kirche, der er diente. — Und wenn dabei Kleinliches und Großes, Eigennutz und Opfersinn in einander überflossen, so mag hier die Kritik verstummen und bescheiden der Kürze und Hinfälligkeit alles menschlichen Wollens sich erinnern.

Doch wenden wir uns nun freundlicheren Bildern zu und suchen wir den Helden im Kreise der Seinen auf. Es ehrt seine Landsleute, daß sie seinen Wert erkannten, ehe noch die Welt von ihm wußte. Schon 1557 weiß der Nuntius Terracina zu berichten, Lussy gebiete in seinem Kanton unumschränkt, und er war doch damals nur ein simpler Landschreiber. Die hohen Ehrenposten ließen nicht lange auf sich warten. 1561 wählte ihn die Landsgemeinde zum Landammann, und er hat dieses Amt in der Folge noch 10 Mal bekleidet. Ständig findet man ihn auf den Eidgenössischen Tagsatzungen, wo er die große Politik aus nächster Nähe verfolgen konnte und selber machen half. Von Nidwalden aus griff sein Talent auf die benachbarten Orte über, und er genoß dort einen Einfluß, der der Macht zunächst kam. In den Ländern am See galt er unbedingt als der erste

Mann. Und was das Erfreuliche ist, hier konnte er auf geraden Wegen wandeln, um sich hoch zu halten. Früh schon hatte er den Weg zum Herzen des Volkes ange treten, und er hat ihn seitdem mit dem sichern, unbeirrten Gefühl des geborenen Demagogen stets wieder gefunden. Begeistert schaute das Volk empor zu dem Manne, seinem Manne, der den nationalen Stolz und Ehrgeiz in so ungewöhnlichem Maße befriedigte und doch bei all seiner Größe den Geringsten nicht vergaß. Hoch, fast unmenschlich hoch war er in der Gunst der Fürsten gestiegen, an den Stätten der Macht hatte er Zutritt und wurde sein Wort mit Achtung vernommen, oft war er vor dem Auge des heiligen Vaters gestanden, und dieser Mann, bei Lebzeiten schon vom Hauch der Unvergänglichkeit umwittert, wollte doch nicht mehr sein, als ein Bürger unter Bürgern. Daß er sich beschied, das ehrt ihn — wie er es tat, das trägt den Stempel seines Eigenwertes. Denn wenn es immer gefährlich ist, daß das Volk seine Staatsmänner nahe, zum Betasten nahe hat, so hat Lussy diese peinlichste der Proben bestanden. Wie wir auch suchen, wir finden nicht, daß je die Seinen sich mit ihm entzweit, auch nur in Trotz und Laune sich vergessen hätten. An der Landsgemeinde, wie im Verkehr des Tages, was er sagte, was er tat, wie er sich trug und wie er stand, das entsprach so sehr den Instinkten seines Volkes, daß alle meinten, es könne gar nicht anders sein. Er hatte es freilich vor andern leicht und gut, er brauchte sich nur unbesorgt zu geben, wie er war und die reichen Gaben seines Gemütes zu verstreuen: gesellige Wärme, Offenherzigkeit, Milde und Barmherzigkeit gegen jedes Leid. Er liebte die Vertraulichkeit um ihrer selber willen, und wo es nur anging, da hat er seine politischen Bekanntschaften in ebensoviele Freundschaften verwandelt und durch ritterliche Treue geadelt. War's Berechnung, war's

Gemüt? so haben viele schon zu seinen Zeiten gefragt und nur zu oft auf bloße Klugheit geraten. Wir möchten ihm eher den gegenteiligen Vorwurf machen, daß er sein Herz zu wenig vor falschen Freunden gehütet, daß er nur zu oft es in Pfützen habe fallen lassen. Daß er aber auf die Aermsten der Armen, auf die Untertanen der Vogteien einen vollen Blick des Mitleids geworfen, daß er das Elend ihrer Tage durch einen goldenen Strahl der Menschlichkeit erhellt hat, das wird ihm die scheelste Sucht des Zweifels nicht fälschlich deuten und verkleinern können. Es ist dies sein eigenster Ruhmestitel, den er vor seinen Zeitgenossen voraus hat, und der wie ein versöhnender Schimmer auf einem Leben liegt, das sonst der Entschuldigung genug bedarf. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Wie sollte es uns da wundern, daß alle ihm zuliefen und anhingen, daß selbst die Feinde gerne seinen Umgang suchten und dem Zauber und der Verführung seines Wesens sich ergaben, um freilich nachher, wenn der Rausch verflog, um so heftiger darüber zu lästern. Kühle, unbefangene Italiener, ja selbst befangene Franzosen, Leute, die gewohnt waren aus der Ferne seine Fremdenindustrie herb zu tadeln, waren erstaunt, wie sehr er aus der Nähe gewann; sie entdeckten eine zarte Schonung, eine Delikatesse der Gefühle, die sonst der Schmuck des kultiviertesten, des bescheidensten Herzens ist. Mit diesen Eigenschaften, die den Menschen ehren, verband er die bedeutenden des Staatsmannes: Umsicht und weises Maß, ein gutes Auge für politische Distanzen, Mut der Ueberzeugung, Unerschrockenheit zur Verantwortung, Würde im Auftreten. Unbedingt stand ihm, vorbereitet und unvorbereitet, die Gewalt der Rede zu Gebot, die ihn aus mancher Not und mancher Enge gerissen und die oft eine verlorene Sache gerettet hat. Von den Zeitgenossen wird sie oft erwähnt, und sie muß nach allem den verschiedensten Gelegenheiten, der artigen Zimmer-

beredsamkeit, wie prunkender Ansprache gewachsen gewesen sein. Sie wurde sogar zur Liebhaberei, der er gerne fröhnte. Wenn wir nun wissen, daß er trotz dieser seltenen Eignung doch oft in den Mitteln der Macht sich geirrt, daß er schließlich sogar in seinen heißesten Wünschen, in seinen heiligsten Absichten gescheitert ist, so soll uns das sein politisches Vermögen nicht entwerten, es soll ihn uns menschlich näher bringen, denn das hat er mit den größten Staatenlenkern aller Zeiten gemein.

So erfüllte und beschäftigte sein Name die Oeffentlichkeit, ohne sie zu bedrücken; so stund er unter seinem Volke aufrecht und ehrfurchtgebietend da. Etwas abseits vom Flecken Stans erhob sich sein Sitz, genannt Oberdorf, einst den Edeln von Winkelried gehörig, und was an Gütern sonst darumlag, Wiesen, Wald, Alpen, Jagd- und Fischrechte, war wohl ein ritterwürdig Eigen, nach einem Inventar von 1579 geschätzt auf 20000 Kronen. Dort hauste er umgeben von einem zahlreichen Geschlecht. Doch will uns bedünken, daß das Glück, das ihm in den Geschäften des Landes so oft gelächelt, ihm im Kreise der Familie nicht so treu war. Viermal war er verheiratet, zuerst mit Maria Katharina, der Tochter des Schultheißen Amlehn von Luzern. Er hat sie sehr geliebt und ihren frühen Tod in einem Klagelied betrauert. Die Amlehnsche Verschwägerung trug ihm aber in der Folge den Groll der Pfyffer ein, als sie mit Amlehn in die heftigste Verfeindung gerieten. Die zweite Ehe hub mit einem verliebten Abenteuer an. Kleophä Zukäs war seine Traute in Luzern. Der Zustimmung der Eltern ungewiß, wollte sie von ihm entführt sein, und in dunkler Nacht hat er dies romantisch ins Werk gesetzt. Die Ehe war kurz und glücklich. Von der dritten wissen wir nur wenig, um so mehr von der vierten, Agathe Weingartner; sie war das böse Weib, der Drache, wie er im Buche steht, die Heimsuchung seines Alters. Sie hat ihn bis ins Grab geärgert, beerbt und unverwüstlich noch manches Jahr überdauert. Unter den Söhnen hat

keiner dem Vater soviel Freude und Hoffnung gemacht, wie der älteste, Melchior. Eine sorgfältige Erziehung hatte seine schönen Anlagen entwickelt. Früh schon wurde er in die Bahn des Vaters eingeführt; die glänzendsten Aussichten taten sich ihm auf, als der Tod ihn in der Blüte der Jahre hinwegraffte. Grenzenlos war der Schmerz des Vaters; damals zuerst dachte er daran, sich in eine stille Klosterzelle zu vergraben und der Welt zu vergessen. Von den übrigen Söhnen stund keiner dem Herzen des Vaters so nahe, sie reichten auch bei weitem nicht an ihn heran, führten sich aber dafür teilweise auf wie die Prinzen, mit all der Unbesonnenheit solcher verwöhnter Glückskinder. Und als gar die böse Vierte kam, da wurden die fatalsten Unterschiede zwischen Söhnen und Stiefsöhnen gemacht und die Familie vollends auseinandergesprengt. Nach außen hin wurde freilich der Glanz gewahrt. Lussy machte ein Haus, nicht nur weil seine soziale Stellung es erforderte, er selber liebte Pracht und Umschwung. Die Einrichtung, das Gerät, der Tisch, alles brachte die häusliche Erscheinung des Mannes vornehm und schicklich zum Ausdruck. Ein reiches, geselliges Leben entfaltete sich. Freunde und Vertraute aus den Ländern gingen zu und ab. Zuweilen sprach ein Gesandter vor, ein Kirchenfürst, der in römischen Geschäften die Schweiz bereiste, einmal der hl. Karl selbst. Bei solchen Anlässen ging es hoch her. Täglich aber stund sein Haus dem Landmann offen, der seine Türe wohl zu finden wußte, denn es ging die Rede, noch keiner habe seine Schwelle ungetrostet verlassen. Hier, im Dienste der Barmherzigkeit vergeudete Lussy die Summen, die er so gierig in der Fremde zusammenraffte. Es war eben nicht Habsucht, wenn er so eifrig den goldenen Ernten der Fürstenhöfe nachging, es war die Gewöhnung des Volkes, das von ihm erwartete, daß er Reichtum schaffe und Reichtum verteile. Und diese Erwartung hat er aufs reichlichste erfüllt. Man hat verschieden von dieser Freigebigkeit geurteilt; die einen

hielten sie für ein Mittel der Macht mehr und sprachen kurzweg von Berechnung. Anderswo, in den Kreisen der Pfyffer zu Luzern, wo überhaupt die heftigste Kritik gegen Lussy gehandhabt wurde, spöttelte man über die Einfalt vom Lande, die sich von den Bauern ausbeuteln ließ. Doch schon die Zeitgenossen haben das Richtige erkannt; ihnen schien, als habe Lussy die alten verklungenen Mären der Vorzeit über Nidwalden wieder heraufgeführt, die Tage der Patriarchen, da alles Volk nur eine Familie war, um einen Vater sich drängte, an seinen Tischen niedersaß und sich sättigte. In der Tat, Lussy war zum Vater seines Volkes geworden: von ihm strömte Licht und Leben aus, auf ihn strahlte es wieder zurück. Darum gedenkt Nidwalden heute seines großen Toten.

≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Es hatte aber sein Erdendasein noch einen andern Zweck, der weit über die engen Grenzen des Vaterlandes hinausgriff, ja an dem alle Welt teil hatte: wir meinen seine Tätigkeit im Dienst der Kirche, um deretwillen die allgemeine Geschichte seinen Namen von der vaterländischen zurückfordern muß. Wir kennen bereits seine frühesten Beziehungen zu Rom. Sein erstes Erscheinen war ehrenvoll, wenn auch nicht hervorragend; vom zweiten, das nach Palliano führte, hätte ihn sein guter Stern besser ferngehalten. Sein drittes Auftreten in Rom aber machte Epoche in seinem Leben. Es war im Jahr 1561. Pius IV., aus dem Hause Medici, hatte eben den heiligen Stuhl bestiegen, und ihm zu huldigen, ordneten die katholischen Orte den Ritter Lussy ab. Pius IV., von Natur mild und gütig, den Schweizern insbesondere gewogen, hatte für Lussy sehr viel übrig, und Lussy war stark von ihm ergriffen; fast stärker noch vom jungen Karl Borromeo, dem Bekannten vom Schloß Arona, den er nun nach Jahren in Rom wiederfand, jetzt der Neffe des Papstes, trotz seiner 22 Jahre als Kardinal und Staatssekretär an der Spitze der Geschäfte. Bedeutende, inhaltschwere Gespräche wurden gepflogen. Sie gingen, wie

nicht anders es sein konnte, über die Not und Zerrüttung der Kirche her. Es kann hier nicht der Ort sein, darüber sich zu verbreiten, genug: die Verderbnis des Klerus, der Verfall der Klöster, die Lockerung des ganzen Gebäudes war damals viel weiter fortgeschritten, als man heute bei geordneten Verhältnissen für möglich halten sollte. Für die Schweiz konnte es Lussy gleich bezeugen. Die Mittel zu einer allgemeinen Abhülfe lagen im Konzil schon bereit, man ratschlagte nur, wie die Schweiz der Kurie näher gebracht und in den neuen Kurs eingeführt werden könnte. Mit Feuer ergriff Lussy den Gedanken, und damals legte er an den Stufen des heiligen Stuhles sein ganzes gereiftes Talent nieder, ein Talent voller Frische, sonder Furcht und Zagen; damals weihte er es dem Dienst der ältesten Kirche, dem Kampfe um ihre Verjüngung, und er ist ein Rufer im Streite geworden und hat ausgeharret bis zum bittern Ende, wo die andern längst ermattet auf der Strecke blieben. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Gleich im selben Jahr noch ordneten ihn die Heimatochte als ihren Gesandten zum Konzil nach Trient ab. Seine Wahl hatte den Beifall der Kurie, sie zahlte ihm auch seine Auslagen. Dieser zum zweiten Mal zusammentrenden Kirchenversammlung war es endlich beschieden, die Reste, die die Kirche aus den Stürmen der Reformation gerettet hatte, zu sammeln, zu ordnen und mit neuem Leben zu begaben. Lussy selbst griff in die verwickelten Verhandlungen nicht ein, dafür fehlte ihm die Kenntnis der Details, die spezielle Schulung des Kanonisten. Aber als er am 4. März 1564 seinen Namen unter die Dekrete des Konzils setzte, da verpflichtete er sich mit Ehr und Gewissen, daß ihnen in der Schweiz nachgelebt werde. Von Trient trug er die stärksten und dauernsten Eindrücke nach Hause; von Trient her bekam auch sein Name europäischen Klang, und er glaubte seither an seinen Beruf. Bald darauf gelang es ihm, die katholischen Orte in ein Bündnis mit dem Papst zu bringen, das die Einführung der Dekrete anbahnen sollte. Dāmals

stund Lussy hoch wie nie in Rom da, und alles schien im besten Fluß, als Pius IV. Ende 1565 plötzlich starb. Damit fiel das Bündnis dahin, und alles war wieder in Frage gestellt. Borromeo verließ Rom und nahm als Erzbischof seinen Sitz in Mailand, das er zum andern Mittelpunkt der katholischen Welt zu erheben berufen war. Andere Päpste kamen, und andere Diener, die nichts von Lussy wußten. Der ungestüme Dränger wurde unbequem, sie überhörten ihn; und nicht umsonst stellten seine Hasser von Luzern den Gardekapitän in Rom. Zwar ist Lussy noch wiederholt zur Huldigung nach Rom abgefertigt worden, zu Pius V., Gregor XIII., Gregor XIV. Immer prunkvoller wurden seine Ansprachen, immer prächtiger der Empfang an der Kurie, immer höflicher die Behandlung, aber auch immer zurückhaltender das Vertrauen, immer argwöhnischer die Beobachtung. Freilich wenn es galt, beschlagnahmte Einkünfte der Kirche zu befreien, Solothurn und Freiburg von Genf fernzuhalten, oder sonstwie den neuen Glauben einzudämmen, da erinnerte man sich in Rom des Lieben und Getreuen, des Ritters Lussy und kargte mit gnädigen Handschreiben nicht; sonst aber war man kühl bis zur Vergeßlichkeit. Die schönen Tage, da ein Medici Papst und Borromeo sein Staatssekretär war, kehrten nicht wieder. Um so mehr hielt sich Lussy an den Kardinal Borromeo, den heiligen Karl der Kirche. Borromeo und Lussy — Fürst und Gefolgsmann — Vorläufer und Nachsinner — oder wie man sonst ihr Verhältnis nennen will, — sie, die im Leben zusammengehört, darf das Gedächtnis nimmer trennen. Ein großes Herz, das für ein größeres schlug! Borromeo — für sich ein Abschnitt im Gange der Geschichte! Welch ein Hochgefühl, welch eine Erfrischung im Banne des Mannes zu wirken, an dessen Seite das Außerordentliche Wahrheit wurde und alles Dasein Doppelwert empfing. In Borromeo fand Lussy sein besseres Selbst wieder. ≈ ≈ ≈ ≈

Ihre erste gemeinsame Arbeit war die Einführung der tridentinischen Ordnung in den tessinischen Tälern, die dem Kardinal unterstellt waren. Nur mit Mühe und unter großen Opfern gelang es, und gleich der erste Anschnitt zeigte, welche Schwierigkeiten das Konzil von den Eidgenossen erwarteten. In der Tat, zu viele und zu wertvolle Eroberungen hatte der Staat auf dem Gebiete der Kirche in den Zeiten der Schwäche gemacht. Von minderm zu schweigen, man stritt sich vor allem um die geistliche Gerichtsbarkeit und die Vergabung der Pfründen, um Jurisdiktion und Kollatur, die das Konzil vom Staat zurückforderte, und die dieser nicht fahren lassen wollte. Darin waren die katholischen Fürsten, wie die Schweizer gleich hartnäckig, während Lussy stets auf die volle Durchführung der Dekrete drang: ein Zwiespalt, der ihm die fühlbarsten und schmerzlichsten Anfeindungen selbst aus den nächsten Kreisen seiner Glaubensgenossen eintrug. Man mag nun vom heutigen Standpunkt aus über seine Auffassung urteilen, wie man will, eines bleibt ihm: die Treue, mit der er ihr nachging, die Standhaftigkeit, mit der er um ihretwillen alle Unbill und Kränkung auf sich nahm. Es ehrt ihn diese Treue um so mehr, als er dadurch seine ganze öffentliche Existenz aufs Spiel setzte, denn gerade bei der breiten Masse, auf die er sich sonst zu stützen pflegte, war die von ihm vertretene Kirchenpolitik durchaus nicht populär, dem Volke behagten die alten, bequemen, vorschwommenen Zustände bei weitem mehr als die klaren, scharfen Normen des Tridentinums. Im Dienst der Fürsten hat sich Lussy verzettelt, im Dienst der Kirche ist er zum politischen Charakter geworden. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Kardinal Borromeo kam selbst einmal über die Alpen, den harten Sinn der Schweizer zu erweichen. Vor ihm verbeugten sich alle, und wie er vorüber war, stunden sie steifnackig wie zuvor da. Lussy sah sich nach wirksamen Mitteln um; er fand sie vor allem in der Errichtung der ständigen Nuntiatur und der Ein-

führung der frischen Orden der Jesuiten und Kapuziner, die das Volk in Schule und auf Kanzel im neuen Geist erziehen sollten. Zuerst, 1570, wollte er den Jesuiten in Locarno ein Kolleg schaffen. Nach unendlichen Schwierigkeiten, nach dem unerquicklichsten Hader war das Werk der Vollendung nahe, als es von Rom selbst verworfen wurde. 1576 greift er den Plan noch einmal auf: er will den Vätern den Palazzo Rusconi kaufen und die erste Einrichtung bestreiten, alles aus eigener Tasche. Es sollte nicht sein, die Kurie wollte nicht, die Jesuiten wollten auch nicht. Dagegen gelang es mit den Kapuzinern. 1579 kamen sie mit seiner Hilfe nach Altdorf, und wenig später führte er sie in Stans ein. Der Aufwand für diese Niederlassung floß zumeist aus seinem Eigenen, bis in die Details besorgte er sie, das Altarbild der Kirche z. B. wurde nach seinen Angaben in Rom verfertigt. Er behielt sich nur bei ihnen ein Stüblein auf seine alten Tage vor.

≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Ebenso zähe ging es mit der Nuntiatur. Ueber zehn Jahre trug er sich mit dem Gedanken; als er endlich Ernst machte und in Rom die Notwendigkeit einer ständigen Vertretung mit Nachdruck vortragen ließ, da erhob sich gegen ihn in den innern Orten ein wahrer Aufruhr, Luzern an der Spitze. Es ist aber mit Hilfe Borromeos doch gelungen, und 1579 erschien der treffliche Bonomio unvergeßlichen Andenkens als erster Nuntius seit dem Konzil in der Schweiz. Dieser brachte bald die stärksten Wirkungen hervor, in den kräftigsten Furchen riß er den verwilderten Kirchenboden um, die neue Saat auszustreuen; eine tiefe Erregung bemächtigte sich damals der Geister. Er hat aber gleichwohl mit Schimpf über die Alpen weichen müssen. Bonomio ist es gewesen, der nach Rom schrieb, wenn es noch einen oder zwei gäbe wie Lussy, so würde es in der Schweiz bald anders aussehen. Lange Jahre blieb die Nuntiatur unbesetzt, erst 1586 erschien Santonio und nahm die Arbeit wieder auf. Aber der günstige Zeitpunkt war

verpaßt. Santonio gab sich zwar alle Mühe um die Reform, aber er mußte es erleben, daß ihn die Kurie selbst im Stiche ließ, denn gerade damals kam in Rom wieder ein schwächlich italienisches Wesen auf, das die Dekrete des Konzils preisgab und weltliche Vorteile dafür eintauschte. Borromeo war unterdessen gestorben und mit ihm der große Zug aus den Dienern der Kirche gewichen. Santonios Nachfolger Paravicini war nicht mehr als ein nüchterner Geschäftsmann mit gutem Styl. Man machte gute Miene und nahm, was man bekam,

Mit wahrem Herzenskummer sah Lussy diese Selbstverkleinerung Roms, die seinen Absichten so zuwider war. Seit dem Tode Borromeos war er noch einsamer geworden, er hatte im Kardinal seine beste Stütze verloren, denn über eine schulgemäße Kenntnis und Erfassung der Streitfragen verfügte Lussy nicht, darin war er jeweilen von Mailand her ergänzt worden. Seine Sache war Mut, Hingabe und gewandte Auskunft. Hatte er doch einmal dem Kardinal geschrieben: „Jeden Tag mühe ich mich für das heilige Konzil ab.“ Auch jetzt erlahmte er nicht, aber er begann zu ahnen, daß keine Anstrengung mehr zum guten Ende führen könne; und immer mehr nahm eine schwermütige, ja sentimentale Behandlung der Kirchengeschäfte bei ihm überhand. Da hängte er sein Herz an eine letzte fromme Unternehmung, sich zum Trost, seinem Volk zur Freude: an die Heiligsprechung des seligen Bruders Klaus. Der Prozeß wurde eingeleitet und ein gewaltiges Material darüber geschichtet — er ist heute noch nicht ausgetragen. ≈ ≈ ≈ ≈ ≈

Mit der kirchlichen Aktion verband Lussy eine ebenso ausgiebige politische. Er gehörte mit zu jener Gruppe von Staatsmännern, die allgemein genug dachten, um die nationalen Schranken zu verlassen und durch eine Reihe von Staatenbünden die gesamte katholische Welt in einen grossen Zusammenhang zu bringen. Der Kardinal Borromeo hatte diese Idee stets vorgeschoben. Für die Schweiz übernahm Lussy die Arbeit. Er fand

schon das französische Bündnis vor, das aber vornehmlich dynastischen Zwecken diente und den katholischen eher hinderlich war. Da suchte er sein Vaterland den Mächten des Südens, Spanien und Savoyen, anzuschließen.

In diesem Sinn befürwortete er als der erste im Jahr 1577 die savoysche Allianz und ein Jahrzehnt später die spanische. Doch auch hier sollte er sich getäuscht haben, die Fürsten von Savoyen und Spanien verfolgten mit diesen Bündnissen ihre Sonderinteressen. Mit Spanien konnte er die Erfahrung gleich persönlich machen, als er 1589 von den VII Orten dorthin gesandt wurde, um die Früchte des Bundes einzuheimsen. Durch eine elende, fadenscheinige Staatskunst wurde er in Madrid darum geprellt. Ein kleines Aktenbündel im Archiv zu Luzern gibt darüber den unzweifelhaftesten Aufschluß. Seinem bedrängten Herzen machte er durch eine Wallfahrt nach S. Jago di Compostella Luft. Ueberhaupt waren diese Jahre reich an Rückschlägen und Entmutigungen herbster Art. In Frankreich hatte Heinrich IV., ein Calvinist, den Tron bestiegen. Pfyffer und Lussy taten das Menschenmögliche, um es zu hinterhalten. Aber auch hier konnten die beiden, in der Sache einig, über die Mittel sich nicht verständigen. Pfyffer fand, Lussy wolle immer zuvorderst sein. In dieser Zeit ereignete es sich, daß in Rom wiederum ein neuer Papst zu begrüssen war, Gregor XIV. Es war nun schon herkömmlich geworden, daß Lussy damit beauftragt wurde. Er sollte eine letzte Freude erleben. Gregor XIV. kannte Lussy vom Konzil her und hatte immer eine gute Meinung von ihm gehabt. In der Audienz vergnügten sich die beiden Alten, dreißigjährige Erinnerungen an jene mutigen Tage von Trient aufzufrischen, von denen ein schwächeres Geschlecht nur noch den Abglanz kannte. Noch mehr: der Papst erklärte, er wolle in der Schweiz werben lassen, um ein Regiment gegen Heinrich IV. nach Frankreich zu schicken, und bot das Kommando Lussy an. Von soviel Freundlichkeit

bedrängt, nahm Lussy an. Diesmal brauchte er sich vor Venedig nicht zu schämen, er selber hat den Herren von der Signorie gar umständlich auseinandergesetzt, wie er nicht anders gekonnt, als zuzusagen. In Luzern aber lebte man um so übler an der Nachricht von Lussys Erhöhung, und es wurde in der Stadt damals viel von Palliano, militärischer Unfähigkeit und bekannter Zudringlichkeit geredet, und der Nuntius Paravicini, der Intimus des Pfyfferschen Hauses, mußte sich hinsetzen und den Lärm in seinen Depeschen wiederholen. Kurz und scharf tönte es von Rom : „Seine Heiligkeit hat den Ritter Lussy ersucht, den Befehl über das Regiment zu übernehmen, und der Ritter hat gehorcht.“ Schließlich lehnte er doch verbittert das Kommando ab. Bald darauf starb Gregor XIV., der letzte unter den Päpsten, der für Lussy Verständnis, und mehr als das übrig gehabt hatte, der letzte auch, auf den die Freunde der Reform ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Nach ihm wurde die Kurie wieder ein italienischer Hof. Lussy alterte. Es wurde leer um ihn und einsam. Tot war Borromeo, dessen geistdurchglühtes Auge einst den Umkreis der Kirche erfaßt und oft so nachdenklich auf der Schweiz haften geblieben war; mit seinem eleganten Neffen und Nachfolger, dem Kardinal Federigo, hatte Lussy keine besondern Erlebnisse. Tot waren die wenigen Freunde, die Lussy ums Konzil gesammelt. Es starb auch der Mann, der mit schiefem Blick ihm durch Freud und Leid gefolgt, es starb Ludwig Pfyffer. Er allein war noch übrig aus einer grössern Zeit, übrig, um hochfliegende Entwürfe und Hoffnungen zu begraben. Schnell und blendend war einst sein Aufgang gewesen, im Kleinen wie im Grossen hat ihm das Glück gelächelt, im Größten ist er gescheitert; auf des Lebens Neige kam ihm die Erkenntnis, daß er sein Bestes an eine aufgegebene Sache gesetzt. Schon diese Tragik soll uns lehren, ihn zu ehren. Auch das Härteste blieb ihm nicht erspart. Zehn Jahre vor seinem Tode traf ihn der Schlag und beraubte ihn der freien Bewe-

gung. Von da an war sein Leben nur noch Buße. Lassen wir es dahingestellt, ob die Macht an sich ein Uebel sei, jedenfalls hatte Lussy ein starkes Bewußtsein davon: er fühlte sich besonderer Gnade bedürftig. Noch als er mit vol'en Segeln fuhr, überbot er sich in strengen Uebungen. Zu Fuß war er nach Loretto gepilgert, Andacht und Unruhe hatten ihn nach Jerusalem geführt; die frömmsten Stiftungen weit herum gehörten ihm, er reichte das barmherzigste Almosen — alles hatte ihm nicht genügt. Inmitten des Glanzes und Ruhmes blieb doch das stille Stüblein bei den Kapuzinern sein unerfüllter Traum. Es ist dies mit ein Zeugnis von der allgemeinen Dämpfung der Lebenslust in jener Zeit, die man umsonst mit grellen Gelagen zu verscheuchen suchte. Jetzt, ein Siecher, schleppte er sich Tag um Tag zu den Kapuzinern in die Messe, und zu Hause hörte er die Predigten der bösen Vierten, die ihm in den Ohren lag, ihrem Liebling, dem jüngern Melchior, die Nachfolge im venezianischen Dienst zu verschaffen und die Söhne aus früherer Ehe zurückzusetzen. Mitten in diesen Familienstreit kam 1601 der venezianische Agent Agliardi, Lussy in Stans zu besuchen. Er hat uns einen anschaulichen Bericht über die Gebrechlichkeit des Greises und seine häuslichen Nöte hinterlassen. Da löste die Signorie den Vertrag, der volle 42 Jahre gedauert hatte. Es war ein letzter Schlag für Lussy — er war auf dieser Erde überflüssig geworden. Endlich, am 14. November 1606 erlöste ihn der Tod, im 78. Jahr. Umsonst aber suchen wir in den Depeschen jener Tage, vor allem in den Nuntiaturberichten, ein Wort des Nachrufes. Die Kurie hatte ihren treuen Diener vergessen, die Welt war über ihn hinweggeschritten — sein Volk aber hat sein Gedächtnis bewahrt.



